



dot
books

CLEMENS ALBON

DAS
REICH
DER
KHASAREN

DIE TEMPELRITTER-SAGA
BAND 10

Die beiden kannten sich über mehrere Kaufmannsgilden hinweg. Man begrüßte sich mit einer gewissen Distanz, denn Henri hielt es noch immer für möglich, dass Longjumeau etwas mit dem nächtlichen Einbruch zu tun haben konnte.

Der eigentlich Angekündigte stand abseits bei einer Gruppe gut gekleideter Männer mit Federbüschen auf dem Kopf. Als er sich umdrehte und zu ihnen hinüberkam, glaubte Henri ihn zu kennen. Wer war dieser Mann? Garcignac hatte erklärt, ihn auf der Überfahrt kennen gelernt zu haben, einen Schotten, der Henris Familie in Roslin kannte. Henri kam es vor, als würde er den Mann aus ganz anderen Zusammenhängen kennen. Aber wahrscheinlich täuschte er sich.

Carcignac stellte ihn vor. »Das ist Monsieur Dagobert de Gecekondus, stellvertretender Botschafter des französischen Königs in Konstantinopel!«

Henri erstarrte. Ein Beamter des Königs! Besser gesagt, ein Beamter des Hofes, denn der amtierende König Johann war erst ein Jahr alt – oder war er inzwischen abgelöst worden? Henri wusste nichts über die französischen Verhältnisse, er war schon zu lange aus Frankreich fort. Aber diesem Mann war er schon begegnet. Hatte Garcignac nicht behauptet, er sei Schotte?

Der königliche Beamte lächelte ihn gewinnend an, aber sein Lächeln erreichte nicht seine Augen. Er sagte: »Monsieur de Roslin, nicht wahr? Ich hörte, Ihr seid Mitglied des ehrenhaften Templerordens gewesen?«

Henri fühlte, wie sich etwas zusammenbraute. Jetzt wusste er, wo er diesem königlichen Beamten schon einmal begegnet war. Es war bei der Jagd im Wald von Bière gewesen. Henri hatte den verräterischen König Philipp bei der Saujagd getötet. Er hatte einen Jagdunfall vorgetäuscht und dem Mörder seiner Mitbrüder die Saufeder in den Leib gerammt. Henri sah, dass auch der andere, dessen Lächeln plötzlich erstarb, ihn erkannt haben musste.

Henri antwortete: »Ich war Templer, Monsieur. Wie Ihr wisst, existiert der Orden nicht mehr.«

»Ja, sehr bedauerlich. Er hatte durchaus auch seine guten Seiten, große Ideale, nicht wahr?«

Henri zog es vor, seine beiden Freunde nicht vorzustellen. Er blickte Garcignac vorwurfsvoll an. Wie konnte der glauben, ein Beamter des Königs würde ihm helfen? Nach einer Weile nichts sagender Konversation nahm Henri Garcignac zur Seite.

»Dieser Mann soll mir Geld geben? Er ist mein Feind! Und ein Schotte ist er schon gar nicht!«

»Langsam, mein Freund!« Garcignac beruhigte ihn. »Er ist von seiner Abstammung her Schotte, auch wenn er sich inzwischen im Dienst des französischen Königs befindet. Ein königlicher Beamter, das ist wahr! Aber sehr großzügig! Und ein Freigeist! Ich weiß zuverlässig, dass er die Zerschlagung des Tempels nie begrüßt hat!«

»Dennoch. Ich kann ihm nicht trauen.«

»Sprecht mit ihm! Ihr werdet sehen, er kann Euch nützen! Er wird Euch helfen! Denn ich habe nachgerechnet. Was ich Euch geben kann, ist nicht viel. Es wird Euch nicht genügen. Der Stellvertreter des Botschafters indes ist steinreich!«

Henri blickte sich nach seinen Freunden um. Uthman und Joshua hielten sich im

Hintergrund auf und beobachteten alles. Henri machte eine fragende Geste. Joshua und Uthman zuckten mit den Schultern.

Der Franzose trat jetzt wieder näher. Gecekondus hatte erneut sein gewinnendes Lächeln aufgesetzt. Er wies mit einer großen Geste über das Wasser des Goldenen Horns und die Ufer im milden Abendlicht.

»Eine wundervolle Stadt, nicht wahr?«

»Wenn sie friedlich wäre, durchaus. Aber sie ist es nicht«, antwortete Henri.

»So skeptisch? Ist das eine Tempelergewohnheit, mein Bester?«

Henri mochte die Anspielungen nicht. Er beschloss, direkt auf das Ziel zuzugehen.

»Welche Meinung habt Ihr über den Tempelorden, Monsieur Gecekondus?«

»Sollte ich dazu eine Meinung haben? Es gibt ihn nicht mehr, Ihr sagtet es ja selbst.«

»Was wisst Ihr vom Orden?«

»Ein Verhör? Nun, nur, was alle wissen. Oder zu wissen vorgeben. Ich habe die Vorwürfe der Ketzerei nicht ernst genommen. Wahrscheinlich gab es andere Gründe für die Auflösung des Ordens als jene, die man gemeinhin kennt. Ich kann darüber nicht urteilen. Aber die militärischen Verdienste sind doch wohl unbestritten! Mein Gott, es war der beste Ritterorden, der je existierte!«

»König Philipp wusste ihn nicht zu schätzen. Er löschte den Orden in einer einzigen Nacht aus.«

»König Philipp ist tot und mit ihm seine Politik. Unser jetziger König, sein Namensnachfolger, nachdem König Johann so schnell verschied, sieht den Tempel mit ganz anderen Augen. Neulich hörte ich bei Hof sogar, man wolle den Orden wieder in seine alten Rechte einsetzen. Alle ehemaligen Mitglieder wären rehabilitiert.«

»Ist das wahr?«

»Die Zeiten ändern sich, mein Lieber!«

»Vielleicht sollen sie auch nur aus der Deckung gelockt werden, damit man sie packen kann?«

»Misstrauisch, misstrauisch! Nein, ich glaube tatsächlich, dass Philipp der Fünfte ein sehr offenes Verhältnis zum Templerorden hat, übrigens auch zum Orden der Hospitaliter, der ja auf Rhodos Großes leistet. Kommt, lasst uns ein Stück zusammen spazieren!«

Der königliche Beamte hakte sich bei Henri unter. Henri war das unangenehm, aber er unterließ es, dagegen zu protestieren, er hätte den Mann womöglich beleidigt.

Vielleicht, dachte Henri, ist er ja doch nicht so übel, und ich kann ihn als Geldgeber gewinnen.

Sie gingen am Ufer entlang. Leichte Wellen spülten gegen den Sand und die Steine. Ein wie ein schwimmender Nachen aussehender Halbmond war aufgezogen, obwohl die Sonne noch nicht hinter der Hagia Sophia untergegangen war.

»Wie lange wart Ihr nicht in Frankreich, Henri de Roslin?«, fragte Gecekondus.

Henri musste nicht lange überlegen. »Noch im Frühling des letzten Jahres machte ich Geschäfte in der Bretagne.«

»Was genau tatet Ihr da?«

»Nun – ich bin Kaufmann. Ich handelte mit Tuchen.«

»So, so, mit Tuchen.«

»Ja, Ihr seht, ich bin ganz ungefährlich geworden.«

»Wart Ihr je gefährlich?«

»Man behauptete es. Man wollte mich verhaften.«

»Ach, das ist lange her. – Steht ein Kopfgeld auf Euch?«

»Ich vermute es.«

»In Frankreich ist es augenblicklich so, dass man die Dinge der Vergangenheit allmählich anders einschätzt. Es wurden Fehler gemacht. Auch die Inquisition hat zu viel Macht. Selbst unser Generalinquisitor, Monsieur de Imbert, gab das neulich zu. Es gab sogar Aufstände gegen die Willkür der Kirchenbehörden. In meinen Augen müssen wir das Vertrauen der Bevölkerung zurückgewinnen. Denn wir brauchen sie. Das Volk soll mehr arbeiten. Deshalb muss es Vertrauen in die Behörden haben. Und die Proteste müssen schleunigst aufhören. Alle königlichen Entscheidungen müssen klar und einsehbar sein.«

»Ein vernünftiger Standpunkt, werter Herr, es wäre schön, er wäre weit verbreitet«, meinte Henri. »Was für ein Mensch ist der neue König?«

Der Beamte blickte ihn von der Seite an. »Was für ein Mensch? Er ist als König ein Halbgott, wisst Ihr das nicht? Es ließe sich nur das Beste über ihn sagen. Nein, im Ernst, er ist noch jung, fünfundzwanzig, und formbar. Wir können viel mit ihm erreichen.«

»Ich hoffe es«, sagte Henri. »Frankreich kann eine kluge Regierung gebrauchen, die nicht nach dem Hab und Gut anderer giert.«

»Garcignac erwähnte, Ihr wolltet mich um etwas bitten. Was ist es? Sprecht es nur ungeniert aus, ich habe einigen Einfluss. Wollt Ihr kaufmännische Privilegien auf bestimmten Gebieten? Kein Problem!«

Henri überlegte, ob er seine Geldwünsche vortragen sollte. Aber es war ihm zuwider. Ohne Verdacht zu erregen, konnte er diesen königlichen Beamten nicht um Geld bitten. Seine Fassade als Kaufmann brach dann in sich zusammen. Nein, es ging einfach nicht. Er beschloss, es zu unterlassen.

»Das war ein Missverständnis. Garcignac ist immer so hilfsbereit. Nein, ich habe alles, was ich benötige.«

»Wie Ihr meint.«

Sie kehrten um. Die Freunde erwarteten Henri schon. Henri bedeutete ihnen, noch einen Moment zu warten. Er trat zu Garcignac und sagte:

»Gebt mir, was Ihr entbehren könnt, bester Freund. Ich möchte den Beamten des Königs nicht um Hilfe bitten. Ihr habt es nicht bedacht, und wahrscheinlich ist er auch ein ehrenwerter Mann, aber es widerstrebt mir zutiefst. Ich kann es nicht.«

»Gut, gut! Hier, nehmt das, was in dem Umschlag steckt. Und tut damit, was Euch beliebt. Und von Eurem Schatz will ich nichts wissen.«

»Wie kann ich Euch nur danken, lieber Paul?«

»Wir sehen uns irgendwann wieder. Vielleicht brauche ich dann Hilfe. Wie meine Mutter immer sagte, wenn mein größerer Bruder das dickste Brot für sich beanspruchte: Es gleicht sich alles aus im Leben.«

*

Am nächsten Morgen sah Uthman sich auf dem Markt um. Er kaufte gern frisches Fladenbrot, das noch dampfte. Und an diesem kühlen, aber klaren Morgen hatte er sogar Appetit auf die duftenden Fleischspieße, die sich über dem Feuer drehten. Oder sollte er eines der würzigen, in Holzschalen servierten Lammfleisch-Pilaws kaufen? Als er sich gerade für die Spieße entschieden hatte, sah er einen Mann, dem er vor Tagen schon einmal begegnet war. Doch wo? Mit einem Mal erinnerte Uthman sich an die Szene am Hafen. Der Streit mit einem Franzosen, von dem sich später herausstellte, dass es Jean de Longjumeau gewesen war. Der blonde junge Mann hatte eine seltsame Faszination auf ihn ausgeübt.

Uthman folgte ihm heimlich. Der Blonde war seltsam gekleidet. Er trug Schnabelschuhe, weite, grüne Pumphosen, über die ein rotes Hemd und eine rote Weste fielen, und auf seinem Kopf saß ein violetter Turban. Ein Seidenschal lag um seinen schlanken Hals. Er schien kein Europäer zu sein, denn er verständigte sich in der Sprache der Einheimischen. Sein Gang war geschmeidig und zielstrebig.

Als Uthman den Streit beobachtet hatte, hatte er auf der Seite des Blondens gestanden. Aber er wusste nicht, warum.

Uthman folgte dem Blondem unwillkürlich weiter. Er kaufte Obst und Fisch. Normalerweise kauften Frauen auf den Märkten die Nahrungsmittel ein. Uthman hatte sich als einziger Mann schon seltsam gefühlt unter all den herumeilenden Frauen. Plötzlich wandte sich der Beobachtete zu ihm um. Sein Blick fiel auf Uthman.

Er musste gewusst haben, dass er ihm folgte.

Uthman war unangenehm berührt. Auf diese Weise ließ er sich nicht gern ertappen. Er blieb stehen, erwiderte aber den Blick des Fremden. Dieser kam auf ihn zu.

»Wir kennen uns, oder nicht?«

Seine Stimme war weich, beinahe jugendlich, klang aber auch energisch.

»Ich habe Euch vor zwei Tagen am Hafen im Streit mit einem Franken gesehen.«

»Ja, ich erinnere mich. Dieser Longjumeau. Es war nichts Ernsthaftes.«

»Ihr seid wütend davongegangen – aber es geht mich nichts an.«

»Und warum beobachtet Ihr mich?«

»Habe ich das?« Uthman begann sich zu ärgern. Er mochte keine Verhöre.

»Mir schien es so.«

»Hört, ich wollte nicht aufdringlich sein. Vergesst es. Guten Tag!«

»Aber wartet doch! Ich bitte Euch! Ihr seid Ausländer, nicht wahr? Ausländer sind für mich immer sehr interessant. Ich versuche, sie zu verstehen, damit sie mich verstehen, wenn ich selbst im Ausland bin.«

»Ihr reist viel?« Uthman hatte beschlossen, das Gespräch fortzusetzen.

»Nein, eigentlich nicht. Aber die Reise, die ich jetzt antrete, wird dafür sehr lange dauern, und Longjumeau meint sogar ...«

»Verzeiht, woher kennt Ihr eigentlich diesen Longjumeau?«

»Ach, Ihr kennt ihn auch?«

»Er sprach uns an, mich und meine Freunde, gerade an jenem Abend, nach dem Streit mit Euch.«

»Das ist interessant. Ich würde eigentlich lieber ohne ihn reisen, denn ich traue ihm nicht –

aber er weiß alles über die Khasaren, und deshalb ist er ein unverzichtbarer Führer.«

Uthman kam aus dem Staunen nicht heraus. »Ihr reist zu den Khasaren!?!«

»In der Tat! In drei Tagen brechen wir auf. Die Karawane wird gerade ausgerüstet. Es wird eine sehr lange und auch gefährliche Reise.«

»Das ist kaum zu glauben! Meine beiden Freunde und ich überlegten gerade, ob wir nicht auch nach Khasarien reisen sollten. Einer meiner Freunde ist Jude, und er glaubt, die Khasaren stellen den dreizehnten Stamm Israels dar.«

»Unglaublich! Welch ein Zufall!«

»Ihr müsst mich begleiten! Erzählt meinem Freund von den Khasaren, er wird Euch sehr dankbar sein.«

»Nun, eigentlich ...«

»Tut mir die Freude!«

»Also gut, nach dem Einkauf habe ich etwas Zeit. Ich heiße übrigens Theodoros.«

Uthman gab ihm die Hand und nannte seinen Namen. Die Hand lag kühl und schmal in der seinen. Theodoros war wirklich der anziehendste Mann, den Uthman außerhalb des Morgenlandes getroffen hatte. Nur arabische junge Männer übten manchmal einen solchen Zauber aus, der sich mit Wärme und Poesie verband, es war ein Zauber des femininen, sanften Wesens, der in seiner Heimat nicht verpönt war.

Als Theodoros seinen Einkauf getätigt und die Ware zu einem Lastesel gebracht hatte, der von einem Treiber zu seiner Behausung geführt wurde, gingen sie zur Herberge. Die Straßen waren voll, und sie mussten manchmal hintereinander hergehen. Unterwegs fragte Uthman:

»Warum reist Ihr zu den Khasaren? Was hofft Ihr dort zu erfahren?«

Theodoros erklärte: »Ich will eine Schrift über diese Reise verfertigen. Unser Franziskanerorden hat dazu den Auftrag erteilt. Die Reiseroute wird die gleiche sein, die vor fünfundsiebzehn Jahren schon einmal zurückgelegt worden ist.«

Uthman überlegte. Hatte dieser Longjumeau nicht von etwas Ähnlichem gesprochen?

»Kann man vom Schreiben über Reisen leben?«, fragte Uthman erstaunt.

»Das weiß ich nicht«, antwortete Theodoros. »Ich bekomme dafür kein Geld. Ich bin begütert genug, nichts dafür zu verlangen. Mein Interesse ist ein anderes als Geldverdienen.«

»Ihr wollt einfach reisen, ohne ein besonderes Interesse zu haben? Wie ungewöhnlich! Aber der Weg geht ins Unbekannte, habt Ihr keine Angst?«

»Wovor denn! Die Karawane wird von Bewaffneten begleitet. Das sind erfahrene Männer. Außerdem geht der Weg durchaus nicht ins Unbekannte. Ich erwähnte ja, dass diese Reise schon einmal auf genau den gleichen Wegen erfolgte. Darüber gibt es detaillierte Aufzeichnungen, in deren Besitz ich bin.«

»Ihr seid ein erstaunlicher junger Mann!«, stieß Uthman hervor. Gleichzeitig war ihm die spontane Regung peinlich.

»Ich habe einfach das Glück, aus einer interessanten Familie zu stammen«, sagte Theodoros. »Das Reisen liegt bei uns gewissermaßen im Blut. Als mein Großvater vor fünfundsiebzehn Jahren aufbrach, wusste er noch nichts von den Khasaren. Er hatte den Auftrag, ins Reich der Mongolen zu ziehen, um die Handelswege für den Gütertransport